

**F. PAUL
WILSON**

**DIE
GRUFT**

Der 1. Handyman Jack Thriller

Aus dem Amerikanischen von Michael Plogmann

FESTA

Originaltitel: *The Tomb*

© 1984 by F. Paul Wilson

Veröffentlicht mit Erlaubnis von F. Paul Wilson

© dieser Ausgabe 2012 by Festa Verlag, Leipzig

Titelbild: Shutterstock.com

Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-197-2

Kapitel 1

Donnerstag, 2. August

1

Handyman Jack erwachte. Das Licht stach ihm in die Augen, in seinen Ohren rauschte es und sein Rücken schmerzte höllisch.

Er war auf der Couch in seinem Gästezimmer eingeschlafen, wo der Videorekorder und der Beamer standen. Er blickte auf den Bildschirm. Flimmernde Streifen zogen über die zwei Meter breite Leinwand und die Klimaanlage an der rechten Hälfte des geteilten Fensters lief auf Hochtouren, um den Raum auf 21° C zu halten.

Stöhnend rappelte er sich auf und schaltete den Projektor aus. Das Rauschen verstummte. Er beugte sich vor und berührte seine Zehen, dann richtete er sich wieder auf und drehte sich in der Hüfte. Sein Rücken war vollkommen verspannt. Diese Couch war zum Sitzen da, bestimmt nicht zum Schlafen.

Er ging zum Videorekorder hinüber und drückte auf die Auswurf-taste. Er war während des Abspanns der 1931er-Fassung von *Frankenstein* eingeschlafen, dem ersten Teil von Handyman Jacks inoffizieller James-Whale-Retrospektive.

Armer Henry Frankenstein, dachte Jack, als er das Video in die Hülle schob. Obwohl alles dagegen sprach, obwohl jeder in seiner Umgebung vom Gegenteil überzeugt war, glaubte Henry die ganze Zeit, er sei bei vollem Verstand.

Jack fand den leeren Platz in dem Videoregal an der Wand, schob das Video hinein und zog die Kassette daneben heraus. *Frankensteins Braut*, der zweite Teil seiner privaten James-Whale-Retrospektive.

Ein Blick aus dem Fenster zeigt ihm wie immer weißen Sandstrand, regloses blaues Meer und wohlgeformte Leiber in der Sonne.

Er konnte es nicht mehr sehen. Vor allem nicht, seit die Farbe

von ein paar Steinen abgeblättert war. Vor drei Jahren hatte er sich diese Szenerie auf die nackte Hauswand gegenüber von diesem Fenster und dem Schlafzimmerfenster seines Apartments im zweiten Stock malen lassen. Drei Jahre reichten aber auch. Der Strand interessierte ihn nicht mehr. Vielleicht sollte er auf Regenwald umsteigen. Mit einer Menge Vögel und Reptilien und wilden Tieren, die sich im Blattwerk versteckten. Ja ... ein Regenwaldpanorama. Er machte sich in Gedanken eine Notiz. Er musste nur noch jemanden finden, der für diesen Job geeignet war.

Das Telefon im Wohnzimmer klingelte. Wer konnte das sein? Er hatte sich vor ein paar Monaten eine neue Nummer geben lassen, die er nur sehr wenigen Personen mitgeteilt hatte. Er machte sich nicht die Mühe, zum Hörer zu hasten. Sein Anrufbeantworter würde das Gespräch annehmen. Er vernahm ein Klicken, dann die übliche Ansage: »Pinocchio Productions ... Ich bin zurzeit nicht da, aber wenn Sie –«

Die Stimme einer Frau sprach über den Ansagetext hinweg. Sie klang ungeduldig.

»Jack, nimm ab, wenn du da bist. Sonst versuche ich es später noch einmal.«

Gia!

In seiner Hast, zum Telefon zu kommen, stolperte er beinahe über seine eigenen Füße. Mit der einen Hand schaltete er den Anrufbeantworter aus, mit der anderen ergriff er den Telefonhörer.

»Gia? Bist du das?«

»Ja, bin ich.« Ihre Stimme war nüchtern, beinahe abweisend.

»Mein Gott, ist das lange her!« Zwei Monate. Eine Ewigkeit. Er musste sich setzen. »Ich bin so froh, dass du anrufst.«

»Es ist nicht so, wie du denkst, Jack.«

»Was meinst du damit?«

»Ich rufe nicht meinetwegen an. Wenn ich es mir aussuchen könnte, würde ich nicht anrufen. Aber Nellie hat mich darum gebeten.«

Sein Hochgefühl ebte ab, aber er redete weiter. »Wer ist Nellie?« Der Name sagte ihm gar nichts.

»Nellie Paton. Du erinnerst dich doch an Nellie und Grace – die beiden englischen Damen?«

»Ach ja. Wie konnte ich das vergessen. Die haben uns miteinander bekannt gemacht.«

»Es ist mir gelungen, ihnen das zu verzeihen.«

Jack verzichtete auf einen Kommentar. »Worum geht es?«

»Grace ist verschwunden. Seit sie Montagabend schlafen ging, hat sie niemand mehr gesehen.«

Er erinnerte sich an Grace Westphalen. Eine sehr korrekte und distinguierte Dame, die auf die Siebzig zuzuging. Nicht gerade der Typ, der einfach so durchbrannte.

»Hat die Polizei ...?«

»Natürlich. Aber Nellie hat mich gebeten, dich anzurufen und um Hilfe zu bitten. Also habe ich angerufen.«

»Soll ich sie besuchen?«

»Ja, wenn es dir recht ist.«

»Wirst du da sein?«

Sie stöhnte verärgert auf. »Ja. Kommst du oder nicht?«

»Ich bin schon unterwegs.«

»Warte besser noch. Die Streifenpolizisten, die die Anzeige aufgenommen haben, haben gesagt, es würde heute Morgen noch ein Kollege vorbeikommen.«

»Oh.« Das war nicht gut.

»Ich dachte mir, dass du es auf einmal nicht mehr so eilig haben würdest.«

Das hätte sie auch weniger selbstgefällig sagen können. »Ich komme kurz nach Mittag vorbei.«

»Du weißt, wo?«

»Ich weiß, dass es ein gelbes Stadthaus am Sutton Square ist. Davon gibt es da nur eines.«

»Ich werde Nellie ausrichten, dass du kommst.«

Und dann legte sie auf.

Jack warf den Hörer in die Luft und fing ihn wieder auf, dann legte er ihn auf die Gabel zurück und schaltete den Anrufbeantworter wieder ein.

Er würde Gia treffen. Sie hatte ihn angerufen. Sie war nicht herzlich gewesen und hatte gesagt, sie rufe für jemand anderes an

– aber sie hatte angerufen. Das war das erste Lebenszeichen von ihr, seit sie ihn verlassen hatte. Er konnte gar nicht anders, er fühlte sich hervorragend.

Er tigerte durch den größten Raum seiner Wohnung, der gleichzeitig Wohn- und Esszimmer war. Für ihn war dieser Raum der Inbegriff von Gemütlichkeit, aber kaum einer seiner Gäste teilte diese Begeisterung. Sein bester Freund, Abe Grossman, hatte in einer seiner besseren Stimmungen den Raum als »klastrophobisch« bezeichnet. Wenn er schlechte Laune hatte, sagte er, im Vergleich mit Jacks Wohnung sei das Haus der Addams Family Bauhaus-Konzeption.

Alte Filmplakate säumten alle Wände, an denen nicht gerade Regale und Setzkästen mit all dem Krimskrams standen, den Jack immer wieder von seinen Touren durch verstaubte Secondhand-Läden mitbrachte. Er schlängelte sich durch eine Ansammlung gold lackierter viktorianischer Eichenmöbel, die kaum noch Platz für etwas anderes ließen. Da gab es eine über zwei Meter große, über und über mit Schnitzereien verzierte Truhe, einen ausklappbaren Sekretär, ein durchgesessenes Sofa mit hoher Lehne, einen massiven Esstisch mit Klauenfüßen, zwei Rauchtische, deren Füße jeweils in einer Vogelklaue endeten, die eine Kristallkugel hielt, und sein Lieblingsstück, einen monströsen Ohrensessel.

Er erreichte das Badezimmer und begann mit dem verhassten Morgenritual des Rasierens. Während das Rasiermesser über seine Wangen und die Kehle strich, überlegte er erneut, ob er sich einen Bart stehen lassen sollte. Sein Gesicht war nicht unattraktiv. Braune Augen, dunkelbraunes Haar mit einem vielleicht etwas zu niedrigen Haaransatz. Eine Nase, die weder zu groß noch zu klein war. Er lächelte sein Spiegelbild an. Nicht übel, dieser spitzbübishe Zug. Die Zähne könnten weißer und gerader sein und seine Lippen waren etwas schmal, aber das Lächeln war okay. Mit diesem Gesicht konnte man sich sehen lassen. Als Bonus gab es zu dem Gesicht noch einen drahtigen, muskulösen, einen Meter achtundsiebzig großen Körper dazu.

Was konnte man daran nicht mögen?

Sein Lächeln verebbte.

Fragt Gia. Sie scheint zu wissen, was man daran nicht mögen kann.

Aber ab heute würde alles anders werden.

Nach einer kurzen Dusche kleidete er sich an und schaufelte ein paar Schüsseln Schokopops in sich hinein, dann schnallte er sich sein Knöchelhalfter um und schob die kleinste .45 der Welt, eine Semmerling LM-4, hinein. Er wusste, er würde unter dem Halfter schwitzen, aber er ging nie ohne eine Waffe aus dem Haus. Die Beeinträchtigung seiner Bequemlichkeit wurde durch das beruhigende Gefühl von Sicherheit wieder ausgeglichen.

Er warf einen Blick durch den Spion in der Tür, dann drehte er den Hauptknäuf, der die vier Bolzen oben, unten und an beiden Seiten löste. Die Hitze des Korridors schlug ihm entgegen. Er trug Jeans und ein leichtes, kurzärmeliges Hemd. Zu seinem Glück hatte er auf das Unterhemd verzichtet. Die Luftfeuchtigkeit kroch ihm schon jetzt in die Kleidung und legte sich wie ein Film auf seine Haut und dabei hatte er das Haus noch nicht einmal verlassen.

An der Haustür blieb er einen Moment stehen. Das Sonnenlicht blakte trübe durch den Dunst über dem Dach des Museums für Naturgeschichte rechts die Straße hinunter. Die feuchte Luft hing bewegungslos über dem Asphalt. Er konnte sie sehen, riechen, schmecken – und er sah Dreck, roch Dreck und schmeckte Dreck. Staub, Ruß und Abgase, gewürzt mit einer Prise Kohlenmonoxid und vielleicht noch einem Hauch ranziger Butter aus der Mülltonne um die Ecke.

Es geht doch nichts über die Upper West Side im August.

Er schlenderte zum Bürgersteig hinunter und spazierte in westlicher Richtung an den Sandsteinbauten entlang, die die Straße säumten, bis zu der Telefonzelle an der Ecke. Es war eigentlich keine Telefonzelle, sondern eine offene Kiste aus Plastik und Chrom auf einem Sockel. Aber wenigstens war sie intakt. In regelmäßigen Abständen riss jemand den Hörer heraus und hinterließ verschiedenfarbige Kabel, die wie abgetrennte Nervenenden aus der Zuleitung ragten. Oder es nahm sich jemand die Zeit und machte sich die Mühe, einen kleinen Papierkeil in den Münzschlitz zu stopfen oder Zahnstocherspitzen in die

winzigen Zwischenräume zwischen den Tasten und dem Gehäuse zu verkeilen. Es war immer wieder faszinierend zu beobachten, was für seltsamen Neigungen einige seiner Mitbürger frönten.

Er wählte die Nummer seines Büros und hielt seinen Pieper an den Hörer. Eine aufgezeichnete Stimme – nicht Jacks eigene – spulte die übliche Ansage ab: »Hier ist Handyman Jack. Ich bin zurzeit unterwegs, aber Sie können nach dem Pfeifton Ihren Namen und Ihre Telefonnummer hinterlassen. Erläutern Sie bitte in kurzen Worten Ihr Problem, ich werde mich dann umgehend bei Ihnen melden.«

Dann kamen der Signalton und die Stimme einer Frau, die von einem Defekt bei der Zeitschaltuhr ihres Wäschetrockners sprach. Ein weiteres Piepen, dann fragte ein Mann nach der Reparaturanleitung für einen Mixer. Jack kümmerte sich nicht um die Telefonnummern, die sie hinterließen; er hatte nicht vor, sie zurückzurufen. Wie kamen diese Leute an seine Nummer? Er stand nicht in den Gelben Seiten und im regulären Telefonbuch war er selbstverständlich unter einer falschen Adresse gelistet. Er wollte verhindern, solche Reparaturanfragen zu erhalten, aber irgendwie kamen die Leute trotzdem an seine Nummer.

Die dritte und letzte Aufzeichnung war etwas Besonderes: geschliffen und präzise, sehr klare Artikulation, sehr schnell, ein leichter britischer Akzent, aber definitiv nicht englisch. Jack kannte ein paar Pakistani, die so sprachen. Der Mann war offenkundig aufgeregt und stolperte über seine Worte.

»Mr. ... Jack ... meine Mutter ... meine Großmutter – sie ist furchtbar zugerichtet worden. Ich muss Sie sofort sprechen. Es ist äußerst dringend.« Er hinterließ seinen Namen und eine Nummer, unter der er zu erreichen war.

Das war ein Anruf, den Jack beantworten würde, auch wenn er dem Mann wohl absagen musste. Er hatte vor, sich mit allen Kräften Gias Problem zu widmen. Und Gia. Das war wahrscheinlich seine letzte Chance, die Sache mit ihr ins Reine zu bringen.

Er tippte die Ziffern ein. Die präzise Stimme antwortete, noch bevor es zweimal geklingelt hatte.

»Mr. Bahkti? Hier ist Handyman Jack. Sie haben heute Nacht in meinem Büro angerufen und ...«

Mr. Bahkti war plötzlich sehr reserviert. »Das ist nicht dieselbe Stimme wie auf dem Anrufbeantworter.«

Sehr aufmerksam, dachte Jack. Die Stimme auf dem Anrufbeantworter war die von Abe Grossman. Jack sprach nie mit der eigenen Stimme über das Telefon im Büro. Aber die meisten Leute merkten das nicht.

»Das ist eine alte Aufnahme«, erklärte er.

»Aha. Nun ja. Ich muss Sie sofort treffen, Mr. Jack. Es ist eine Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit. Eine Sache von Leben und Tod.«

»Ich weiß nicht, Mr. Bahkti, ich ...«

»Sie müssen! Sie können nicht ablehnen!« Das war ein neuer Ton: Dieser Mann war es nicht gewohnt, dass man ihm etwas abschlug. Es war eine Haltung, mit der Jack gar nicht zurechtkam.

»Sie verstehen das nicht. Ich bin bereits mit einem anderen Fall ...«

»Mr. Jack! Hängt von diesem anderen Fall das Leben einer Frau ab? Kann der nicht kurze Zeit warten? Meine ... meine Großmutter wurde brutal in den Straßen Ihrer Stadt überfallen. Sie braucht Hilfe, die ich ihr nicht geben kann. Deswegen habe ich mich an Sie gewandt.«

Jack wusste, was Mr. Bahkti vorhatte. Er wollte ihn moralisch unter Druck setzen. Das gefiel ihm nicht sonderlich, aber er war daran gewöhnt und beschloss, ihn wenigstens zu Ende anzuhören.

Bahkti hatte bereits mit seiner Erzählung begonnen.

»Ihr Auto – eine amerikanische Marke, wie ich betonen will – hatte gestern Nacht eine Panne. Und als sie ...«

»Sparen Sie sich das für später auf.« Jack war froh, dass er zur Abwechslung derjenige war, der den anderen unterbrach.

»Sie kommen ins Krankenhaus? Sie liegt im St. Clare ...«

»Nein. Wo unsere erste Begegnung stattfindet, bestimme ich. Ich treffe alle Kunden zu meinen Regeln. Ausnahmslos.«

»Na gut.« Bahkti gab widerstrebend nach. »Aber es muss bald sein. Wir haben nur sehr wenig Zeit.«

Jack gab ihm die Adresse von Julios Bar. Das waren von ihm aus noch zwei Blocks. Er sah auf die Uhr. »Es ist jetzt kurz vor zehn. Seien Sie pünktlich um halb elf da.«

»Eine halbe Stunde? Ich weiß nicht, ob ich das schaffe.«

Sehr gut! Jack mochte es nicht, wenn seine Klienten Zeit hatten, sich auf die erste Begegnung mit ihm vorzubereiten.

»Punkt halb. Ich warte dann noch zehn Minuten, danach bin ich weg.«

»Halb elf«, bestätigte Mr. Bahkti und legte auf.

Das ärgerte Jack. Er hatte als Erster auflegen wollen.

Er spazierte in nördlicher Richtung die Columbus Avenue hoch und hielt sich dabei im Schatten auf der rechten Seite. Einige der Läden öffneten gerade erst, aber in den meisten brummte das Geschäft schon seit Stunden.

Julios Bar war offen. Aber Julio hatte auch fast nie geschlossen. Jack wusste, die ersten Kunden kamen ein paar Minuten, nachdem Julio morgens um sechs aufschloss. Einige kamen gerade von ihrer Schicht und machten kurz auf ein Bier, ein hart gekochtes Ei und einen weichen Stuhl halt; andere standen an der Bar und kippten noch schnell mal eben einen, bevor sie sich ins Tagesgetümmel warfen. Und wieder andere verbrachten den größten Teil jedes Tages in dem kühlen Halbdunkel.

»Jacko!«, rief ihm Julio von der Bar aus entgegen. Er stand hinter dem Tresen, aber nur sein Kopf und der oberste Teil seiner Brust waren zu sehen.

Sie schüttelten sich nicht die Hände. Dafür kannten sie sich zu gut und sahen sich zu oft. Sie waren seit vielen Jahren befreundet, seit der Zeit, als Julio vermutet hatte, seine Schwester Rosa werde von ihrem Mann verprügelt. Es war eine diffizile Angelegenheit gewesen. Jack hatte die Sache für ihn erledigt. Seit dieser Zeit nahm der kleine Mann Jacks Klienten unter die Lupe. Denn Julio besaß ein Talent. Er hatte einen Riecher oder so etwas wie einen sechsten Sinn für Vertreter der Staatsgewalt. Jack gab sich große Mühe, solchen Menschen aus dem Weg zu gehen; das war für ihn überlebenswichtig. Und im Rahmen seiner Tätigkeiten ergab es sich auch oft, dass Jack Menschen gegen sich aufbrachte, wenn er die Interessen seiner Klienten vertrat. Julio achtete auch auf solche Typen.

Bisher hatte Julio noch nie versagt.

»Bier oder Business?«

»Am Vormittag? Für was hältst du mich?«

Die Bemerkung trug Jack einen giftigen Blick von einem verschwitzten alten Knacker ein, der einen Whisky und ein Bier vor sich stehen hatte.

Jack ging zu seiner Lieblingsecke. Julio kam hinter dem Tresen hervor, trocknete sich die Hände an einem Handtuch ab und dackelte hinter Jack her. Tägliches Hantel- und Fitnesstraining hatte ihm muskulöse Arme und Schultern eingebracht. Er hatte stark geölte schwarze Locken, olivbraune Haut und einen Schnurrbart, der eine exakte Linie über seiner Oberlippe bildete.

»Wie viele und wann?«

»Einer. Halb elf.« Jack schlüpfte in die hinterste Nische, von wo er einen freien Blick auf die Tür hatte. Und mit zwei Schritten am Hinterausgang war. »Er heißt Bahkti. Klingt wie ein Pakistani oder so was.«

»Ein Farbiger.«

»Wohl mehr Farbe als du, möchte ich wetten.«

»Touché. Kaffee?«

»Sicher.«

Jack dachte daran, dass er später noch mit Gia verabredet war. Eine angenehme Vorstellung. Sie würden sich treffen, würden sich berühren, und Gia würde sich erinnern, was sie an ihm gehabt hatte, und vielleicht ... nur vielleicht ... würde sie erkennen, dass er doch kein so schlechter Kerl war. Er begann, vor sich hin zu pfeifen. Julio warf ihm einen verwunderten Blick zu, als er mit einem Kaffeehängchen, einer Tasse und der Morgenzeitung zurückkam.

»Wieso hast du denn so gute Laune?«

»Warum sollte ich nicht?«

»Du hast seit Monaten Trübsal geblasen, Mann.«

Jack hatte nicht gewusst, dass das so offensichtlich gewesen war. »Privatangelegenheiten.«

Julio zuckte die Achseln und goss den Kaffee ein. Jack trank ihn schwarz und wartete. Das erste Treffen mit einem Klienten war ihm stets unangenehm. Es bestand immer die Möglichkeit, dass es sich nicht um einen Klienten handelte, sondern um jemanden,

der eine Rechnung mit ihm begleichen wollte. Er stand auf und vergewisserte sich, dass die Tür auf den Hinterhof auch wirklich unverschlossen war.

Zwei Arbeiter der Stadtwerke kamen zu ihrer Frühstückspause herein. Ihr Frühstückskaffee wurde ihnen hell und schäumend in Pilsnergläsern serviert. Während sie tranken, folgten sie dem Fernsehprogramm über der Bar. Phil Donahue hatte drei Transvestiten zu Gast, die als Grundschullehrer arbeiteten. Jeder im Studio einschließlich Donahues hatte grüne Haare und ein quietschgelbes Gesicht. Julio schenkte den beiden Arbeitern noch einmal ein, dann kam er hinter der Bar hervor und setzte sich neben die Tür.

Jack warf einen Blick auf die Zeitung. »Wo sind die Penner?«, schrie ihm die Schlagzeile entgegen. Die Presse machte sehr viel Aufhebens um den dramatischen und vollkommen unerklärlichen Rückgang der Obdachlosenzahlen in den letzten Monaten.

Um genau 10:32 Uhr kam Mr. Bahkti herein. Es konnte kein Zweifel daran bestehen, dass er es war. Er trug eine marineblaue Tunika à la Nehru. Seine dunkle Hautfarbe schien mit seiner Kleidung zu verschwimmen. Als die Tür sich hinter ihm schloss, sah Jack einen Augenblick lang nur ein Augenpaar, das in der Luft am anderen Ende der düsteren Kneipe schwebte.

Julio steuerte direkt auf den Mann zu. Es fand ein Wortwechsel statt und Jack bemerkte, wie der Neuankömmling zurückzuckte, als Julio sich ihm entgegenbeugte. Er schien wütend, als Julio mit einem übertriebenen Achselzucken auf Jack zukam.

»Er ist sauber«, sagte er, als er Jacks Nische erreicht hatte. »Sauber, aber merkwürdig.«

»Was hältst du von ihm?«

»Das ist das Problem – ich weiß es nicht. Er ist ziemlich verschlossen. Da kriege ich nichts raus. Nur 'ne Gänsehaut.«

»Was?«

»Irgendwas ist an dem Typ, da kriege ich eine Gänsehaut, Mann. Mit dem ist nicht gut Kirschen essen. Du solltest dir ziemlich sicher sein, dass du auch liefern kannst, bevor du einen Auftrag von ihm annimmst.«

Jack trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Julios

Reaktion gefiel ihm nicht. Der kleine Mann war ein Macho, wie er im Buche stand. Er würde so einen Rat nie geben, wenn Mr. Bahkti ihn nicht wirklich verunsichert hätte.

»Womit hast du ihn so auf die Palme gebracht?«

»Nichts Besonderes. Er ist so hochgegangen, als ich ›versehentlich‹ gegen ihn gestolpert bin. Das mochte er gar nicht. Soll ich ihn rüberschicken oder machst du dich davon?«

Jack zögerte und spielte mit der Idee, jetzt zu verschwinden. Schließlich würde er dem Mann wohl sowieso absagen müssen. Aber er hatte diesem Treffen zugestimmt und der Kerl war pünktlich erschienen.

»Schick ihn rüber, dann habe ich es hinter mir.«

Julio winkte Bahkti herüber und verschwand dann wieder auf seinen Platz hinter der Bar.

Bahktis geschmeidiger Gang verströmte Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein. Erst als er nur noch wenige Meter entfernt war, bemerkte Jack verblüfft, dass der linke Arm von der Schulter abwärts fehlte. Aber der Ärmel war nicht wie üblich hochgesteckt. Das Jackett war ohne einen linken Ärmel geschneidert worden. Er war groß – Jack schätzte ihn auf 1,88 Meter –, schlank, aber kräftig. Weit über die vierzig hinaus, vielleicht schon fünfzig. Die Nase war lang; er trug einen modellierten Bart, der sorgfältig in eine Spitze unter dem Kinn frisiert war. Das, was von seinem Mund zu sehen war, war breit und schmallippig. Das Weiße seiner walnussbraunen Augen leuchtete fast im Dunkel seines Gesichts. Es erinnerte Jack an John Barrymore in *Svengali*.

Er blieb vor der Lehne der Sitzbank stehen, die Jacks Nische begrenzte, und sah auf Jack hinunter, wobei er ihn ebenso offenkundig einschätzte, wie Jack das gerade mit ihm getan hatte.

2

Kusum Bahkti verabscheute diese Bar, die sich *Julios* nannte. Es stank nach Alkohol und gebratenem Rindfleisch und die Gäste gehörten den niederen Kasten an. Das war zweifellos eine der abstoßendsten Lokalitäten, deren Besuch ihm in dieser abstoßenden

Stadt aufgezwungen worden war. Wahrscheinlich wurde sein Karma schon durch die bloße Anwesenheit besudelt.

Und sicherlich war dieser durchschnittlich aussehende Mitt-dreißiger, der da vor ihm saß, nicht der Mann, den er suchte. Er sah aus wie irgendein x-beliebiger Amerikaner, jemand, dem man überall in dieser Stadt begegnen konnte, ohne ihn auch nur wahrzunehmen. Er wirkte zu normal, zu gewöhnlich, zu alltäglich, um die Dienste zu leisten, von denen man ihm erzählt hatte.

Wenn ich zu Hause wäre ...

Ja, zu Hause in Bengalen, in Kalkutta, hätte er alles unter Kontrolle. Tausend Männer würden die Stadt auf der Suche nach dem Übeltäter durchkämmen. Er würde gefunden werden und die Stunde seiner Geburt verfluchen, bevor er in ein anderes Leben geschickt würde. Aber hier in Amerika war Kusum gezwungen, als Bittsteller vor diesem Fremden zu stehen. Es widerte ihn an.

»Sind Sie derjenige welcher?«, fragte er.

»Das hängt davon ab, wen Sie suchen«, gab der Mann zurück.

Kusum bemerkte, dass der Amerikaner Mühe hatte, nicht auf seine verstümmelte linke Schulter zu starren.

»Er nennt sich Handyman Jack.«

Der Mann breitete seine Hände aus. »Hier bin ich.«

Das konnte er nicht sein. »Vielleicht habe ich mich geirrt.«

»Vielleicht«, sagte der Amerikaner. Er schien in Gedanken verloren und nicht im Mindesten an Kusum und seinem Problem interessiert.

Kusum wandte sich zum Gehen. Er war einfach nicht fähig, einen Fremden um Hilfe zu bitten, und den hier schon gar nicht. Aber dann überlegte er es sich anders. Bei Kali, er hatte keine Wahl!

Er setzte sich Handyman Jack gegenüber. »Ich bin Kusum Bahkti.«

»Jack Nelson.« Der Amerikaner streckte ihm die rechte Hand entgegen.

Kusum konnte sich nicht überwinden, sie zu ergreifen, aber er wollte diesen Mann auch nicht verärgern. Er war auf ihn angewiesen.

»Mr. Nelson ...«

»Nennen Sie mich Jack.«

»Na gut ... Jack.« Er fühlte sich unwohl bei so einem saloppen Umgang. »Sie müssen mich entschuldigen. Ich mag es nicht, berührt zu werden. Das ist in Asien nicht üblich.«

Jack musterte seine Hand, als suche er nach Schmutz.

»Ich wollte Sie nicht beleidigen ...«

»Vergessen Sie es. Wer hat Ihnen meine Nummer gegeben?«

»Die Zeit drängt ... Jack«, es kostete den Mann sichtlich Überwindung, den Vornamen zu benutzen, »... und ich muss darauf bestehen ...«

»Es gehört zu meinen Grundsätzen, zu wissen, woher ein Kunde kommt. Also wer?«

»Na gut: Mr. Burkes von der Britischen Gesandtschaft bei den Vereinten Nationen.« Burkes hatte sich auf Kusums hektischen Anruf am Morgen gemeldet und ihm erzählt, wie gut dieser Jack vor ein paar Jahren ein diffiziles Problem der Botschaft gelöst hatte.

Jack nickte. »Ich kenne Burkes. Sind Sie bei den Vereinten Nationen?«

Kusum ballte die Faust und zwang sich dazu, das Verhör über sich ergehen zu lassen.

»Ja.«

»Und ich schätze, ihr Pakistanis seid mit den Engländern ziemlich dicke.«

Kusum war, als hätte er eine Ohrfeige erhalten. Er fuhr von seinem Stuhl hoch. »Wollen Sie mich beleidigen? Ich bin keiner von diesen Moslems ...!« Er fing sich wieder. Wahrscheinlich war das nur eine harmlose Verwechslung. Die Amerikaner hatten weltpolitisch nicht die geringste Ahnung. »Ich komme aus Bengalen und bin Mitglied der Indischen Gesandtschaft. Ich bin Hindu. Pakistan, das ursprünglich die indische Provinz Pandschab war, ist ein moslemisches Land.«

Offenbar spielte dieser Unterschied für Jack nicht die geringste Rolle.

»Meinetwegen. Das meiste, was ich über Indien weiß, weiß ich nur, weil ich *Gunga Din* an die hundert Mal gesehen habe. Aber jetzt erzählen Sie mir von Ihrer Großmutter.«

Kusum war einen Moment lang verwirrt. War *Gunga Din* nicht

ein episches Gedicht? Wie konnte man sich ein Gedicht ansehen? Er schob die Überlegung beiseite.

»Sie müssen wissen«, sagte er und scheuchte gedankenverloren eine Fliege davon, die Gefallen an seinem Gesicht gefunden hatte, »wenn dies mein Heimatland wäre, dann würde ich diese Angelegenheit auf meine Weise regeln.«

»Das sagten Sie mir bereits am Telefon. Wo befindet sie sich jetzt?«

»Im St.-Clare-Hospital an der ...«

»Ich weiß, wo das ist. Was ist passiert?«

»Sie hatte heute in den frühen Morgenstunden eine Autopanne. Während der Fahrer versuchte, ein Taxi für sie zu finden, hat sie den Fehler gemacht, aus dem Wagen zu steigen. Sie wurde überfallen und zusammengeschlagen. Wenn nicht gerade ein Streifenwagen des Wegs gekommen wäre, wäre sie totgeschlagen worden.«

»Ich befürchte, das passiert hier andauernd.«

Eine geschmacklose Bemerkung, wahrscheinlich die übliche Reaktion eines Stadtbewohners, der sein Mitgefühl für seine Bekannten aufhob, denen so etwas passierte. Aber in den Augen des Mannes entdeckte Kusum ein Funkeln, das darauf schließen ließ, dass es ihm vielleicht doch nicht so egal war.

»Ja, eine Schande für Ihre Stadt.«

»Kommen solche Überfälle in den Straßen von Kalkutta oder Bombay nicht vor?«

Kusum zuckte die Achseln und verscheuchte erneut die Fliege. »Wie sich die niederen Kasten untereinander verhalten, ist ohne Belang. In meinem Heimatland würde es sich selbst der übelste Strolch mehrfach überlegen, bevor er es wagen würde, einen Finger gegen jemanden aus der Kaste meiner Großmutter zu erheben.«

Etwas an dieser Erklärung schien Jack zu stören. »Ist Demokratie nicht etwas Wunderbares?«

Kusum runzelte die Stirn und versuchte, seine Verzweiflung zu verbergen. So ging das nicht. Er und dieser Handyman Jack kamen offenbar nicht auf einen Nenner.

»Ich glaube, ich habe mich getäuscht. Mr. Burkes hat sie in den

wärmsten Tönen empfohlen, aber ich glaube, sie sind für diese spezielle Aufgabe nicht der richtige Mann. Ihr Verhalten ist unheimlich respektlos ...«

»Was erwarten Sie denn von einem Mann, der mit Bugs-Bunny-Filmen groß geworden ist?«

»... und Sie scheinen auch nicht die körperlichen Attribute zu besitzen, die ich für diese Aufgabe erwarte.«

Jack lächelte, als sei er an so etwas gewöhnt. Seine Ellbogen lagen auf dem Tisch, die Hände vor sich verschränkt. Ohne die geringste Vorwarnung schoss seine rechte Hand über den Tisch auf Kusums Gesicht zu. Kusum spannte die Muskeln an, um den Schlag abzufangen und mit einem Fußtritt zu kontern.

Doch der Schlag blieb aus. Jacks Hand schoss einen Millimeter an Kusums Gesicht vorbei und schnappte die Fliege im Flug direkt vor der Nase des Inder. Dann stand er auf, ging zu einer Tür und entließ die Fliege in die drückende Luft einer schmalen Seitenstraße.

Er ist schnell, dachte Kusum. Außergewöhnlich schnell.

Und noch wichtiger: Er hatte die Fliege nicht getötet. Vielleicht war das doch der richtige Mann.

3

Jack nahm wieder Platz und musterte den Inder. Es sprach für ihn, dass er nicht zurückgezuckt war. Entweder war er ungemein langsam oder er hatte Nerven wie Drahtseile. Jack hielt Kusums Reflexe für ziemlich gut.

Ein Punkt für jeden von uns, dachte er. Er fragte sich, wie Kusum wohl den Arm verloren hatte.

»Die Sache ist wahrscheinlich aussichtslos«, sagte Jack. »In dieser Stadt einen bestimmten Straßenräuber zu finden ist so, als stochere man in einem Hornissennest, um die eine Hornisse zu finden, die einen gestochen hat. Wenn sie ihn gut genug gesehen hat, um ein Phantombild anzufertigen, dann sollten Sie zur Polizei gehen und ...«

»Keine Polizei!«, unterbrach ihn Kusum.

Das waren genau die Worte, auf die Jack gewartet hatte. Wenn die Polizei im Spiel war, war Jack es nicht.

»Es kann ja sein, dass die tatsächlich jemanden finden«, fügte Kusum hinzu, »aber das dauert viel zu lange. Das ist eine Sache von allerhöchster Dringlichkeit. Meine Großmutter stirbt. Deswegen bin ich nicht den offiziellen Weg gegangen.«

»Ich verstehe die ganze Sache nicht.«

»Ihre Halskette wurde gestohlen. Es handelt sich um ein uneretzliches Erbstück. Sie muss es zurückerhalten.«

»Aber Sie sagten, sie stirbt ...«

»Bevor sie stirbt! Sie muss die Kette zurückerhalten, bevor sie stirbt.«

»Unmöglich! Ich kann nicht ...« Diplomat hin oder her, der Kerl war ganz offensichtlich nicht ganz bei Trost. Man brauchte ihm gar nicht erst zu erklären, wie schwierig es sein würde, diesen einen Räuber zu finden. Und dann noch den Namen des Hehlers herauszubekommen, den zu finden und zu hoffen, dass er die Steine aus der Halskette nicht bereits herausgebrochen und den Rest eingeschmolzen hatte – da hatte man eher einen Sechser im Lotto. »Es lässt sich nicht machen!«

»Sie müssen es schaffen! Der Mann muss gefunden werden. Sie hat ihm einen Kratzer über den Augen beigebracht. Das ist doch ein wichtiger Anhaltspunkt!«

»Das ist Polizeiarbeit!«

»Die Polizei braucht zu lange! Sie muss die Kette heute Nacht zurückerhalten!«

»Das kann ich nicht!«

»Sie müssen!«

»Die Chancen, die Kette wiederzufinden, sind ...«

»Versuchen Sie es! Bitte!«

Bei dem letzten Wort brach Kusums Stimme, so als habe er es gegen übermächtige Gegenwehr aus einem abgeschotteten Teil seines Herzens hervorgezerrt. Jack spürte, was dieses Wort den Inder an Überwindung kostete. Da saß ein außerordentlich stolzer Mann vor ihm, der ihn um Hilfe anflehte.

»Na gut. Ich sage Ihnen, was ich tun werde: Ich rede mit Ihrer Großmutter. Mal sehen, wo ich überhaupt ansetzen könnte.«



www.repairmanjack.com

Francis Paul Wilson (1946 in New Jersey geboren, wo er noch heute lebt) gehört zu Amerikas erfolgreichsten Schriftstellern. 1976 erschien *Healer*, sein erster Roman, dem bis heute etwa 40 weitere folgten. Wilson schreibt in den Genres Science-Fiction, Thriller und Horror und oft vermischt er alles miteinander zu einem einzigartigen Mix.

F. Paul Wilson bei FESTA:

*Das Kastell – Die Gruft – Die Gabe – Erweckung – Angriff –
Nightworld – Handyman Jack – Der Erbe – Das Blutband*